

Feierabend.

Unterhaltungs-Beilage
der
„Sächsl. Volkszeitung“.

N. 42.

Sonntag, den 17. Juli.

1904.

Sehen!

Seiße senkt sich die Nacht,
durch Wolken flimmern die
tempeleinsam steh' ich | Sterne
und stehe zum Himmel
Erbarmen!

Seiße das tiefe Weh,
das Haß mir schlug und Liebe,
löse den starren Schmerz
und gieße ins Herz mir
Vergeffen!

Lasst Verzweiflung nicht
der Seele bitteres Los sein.
Glaube, mache mich stark,
und göttliche Liebe
Vertrauen!

Komme, linderndes Licht,
der Seele liebte Geipielin,
Hoffnung! Zeige den Weg
aus drohendem Wirtsal
Erlösung

Dann, o sehndes Herz,
ertrage mutig die Leiden:
bald, nach tapferem Kampf,
winkt der herrlichste
Sieg dir!

Dresden.

Veni.

Dem alle Schuld rächt sich auf Erden.

Roman frei nach dem Italienischen von Erich Friesen.

22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

XIV.

Und wieder befindet sich Angela in einem wahren Taumel der Freude.

Zu vier Tagen schon soll es fort gehen — weit, weit fort, nach dem andern Weltteil, nach Amerika, wo kein Mensch sie kennt, wo nichts sie erinnern wird an jene unglückselige Tat, die ihr ganzes Leben in andre Geleise brachte!

Sie hat Jeanette versprochen, sie mit nach Brasilien zu nehmen. Zuerst hatte sie nicht die Absicht; denn sie möchte am liebsten lauter neue Gesichter um sich haben, keinen Menschen sehen, der sie an „früher“ erinnert. Aber die schlane stammerzote ließ wie unabsichtlich ein paar bedeutungsvolle Worte fallen, als wisse sie irgend etwas über ihre Herrin, was diese gern zu verbergen wünschte. Und wenn sie hier bliebe und spräche — hm, man könnte nie ganz genau vorherzagen, wie alles kommt. . . .

Aus Angst also und um Jeanette aus der Nähe der Gardini zu entfernen, entschließt Angela sich, das Mädchen in ihren Diensten zu behalten.

Der Oberst und seine Frau haben Orlando und Angela aufs dringendste eingeladen, die letzten Tage vor ihrer Abreise nach Brasilien bei ihnen in Frascati zuzubringen.

Angela willfahrt gern diesem Wunsch — besonders auch, um der Beobachtung des Bernardo Sereno zu entgehen, der wieder seit längerer Zeit das „Hotel Quirinal“ umlauert und schon einmal durch Jeanette im Auftrage ihrer Herrin eine Summe Geld zugesandt erhalten hat.

Eine solche kleine Dienstleistung wiegt Angela stets mit Gold auf, und Jeanette sorgt dafür, daß diese goldene Quelle nie versiegt.

Erst heute wieder hat sie mit der lieblichsten Stimme von der Welt erklärt, ihr Lohn müsse um die Hälfte erhöht werden.

„Aber Sie erhalten doch schon einen überaus hohen Lohn, Jeanette!“

„Meinen Sie, Madame la Marquise? Hm, bedenken Sie, ich tue allerhand für Sie — im Geheimen —“

„Bezahle ich Ihnen nicht alles reichlich?“

„Gewiß, aber man muß immer sicher gehen. Wenn ich zum Beispiel in Fräulein Pias Dienste träte? Sie wissen, Fräulein Pia beobachtet sie scharf und nicht gerade mit freundlichen Augen!“

Wißmutig winkt Angela ab und verspricht dem Mädchen alles, was es will.

Bei ihrer Ankunft im Palazzo Gardini wird Angela von dem Oberst und der Marchesa genau so liebevoll empfangen wie stets. Herzlich küßt Tante Teresa die Richte auf beide Wangen, während Carmela sich in ihrer Freude wie ein kleines Mädchen an die hohe Gestalt der schönen Cousine schmiegt.

Nur Pia läßt sich nicht blicken. Und als Angela sie endlich in einer Fensternische entdeckt und mit ausgestreckter Hand auf sie zugeht, wendet Pia sich mit einem nachlässigen „Ah, da bist du ja! Guten Tag!“ ab. Die entgegengereichte Hand jedoch ignoriert sie völlig.

Ueberhaupt tritt Pia der Cousine jetzt ganz offen feindselig gegenüber. Nie redet sie dieselbe an; nie beteiligt sie sich an einem Gespräch, das Angela anregt.

Nur einmal, als Angela zufällig in ihre Nähe kommt, flüstert sie ihr mit zornprühenden Augen zu:

„Wie lange soll dies Komödienspiel noch dauern?“

„Was? . . . Ich verstehe dich nicht, Pia.“

„Du verstehst mich ganz genau. Du weißt, daß du eine Abenteuerin bist, eine ganz erbärmliche Heuchlerin, und daß ich dich durchschaue habe.“

Ein Schauer überläuft Angelas Körper. Einen Augenblick ist es ihr, als müsse die Erde sich aufstun und sie verschlingen.

Da faßt eine warme kleine Hand die ihre. Ein heißes Gesichtchen legt sich schmeichelnd an ihre Wange.

Carmela ist eingetreten, und die harmlosen Zärtlichkeiten des lieblichen Mädchens tun Angela in diesem entsetzlichen Moment, da ihre Kräfte, ihre Selbstbeherrschung sie zu verlassen drohen, so gut, daß sie die Kleine mit einer leidenschaftlichen Geberde an sich zieht und innig das lächelnde, emporgewandte Gesichtchen küßt.

Als sie sich wieder umblickt, ist Pia verschwunden. Carmela aber ruft glückselig:

„O, wie lieb ich dich habe, Angelina! Könnte ich doch mit dir nach Brasilien fahren!“

„Wächstest du? Na warte — ich werde mit Onkel Ernesto sprechen. Vielleicht —“

„O Angelina, wie gut du bist! Gliche Pia dir nur ein ganz klein bißchen!“

Obgleich Angela sich mit dem letzten Restchen ihrer Kraft zur Ruhe zwingt, hämmert ihr Herz nach jenen ihr in offener Feindschaft von Pia zugeschleuderten Worten zum Zerpringen.

Und — was das schlimmste ist — ihr eigenes Gewissen wiederholt die fürchterlichen Anklagen.

„Komödienspiel . . . Abenteuerin . . . erbärmliche Heuchlerin!“ hallt es ihr beständig in den Ohren. Was tun, was tun, um diese schaurigen Worte zu vergessen?

Und dazu wieder dieses Zusammenkrampfen in der Brust, als greife eine unsichtbare Faust nach ihrem Herzen! Mit rasender Geschwindigkeit rast das Blut durch ihre

Abern. Ein Schwindel befällt sie. Ihr ist, als müsse sie auf der Stelle niedersinken und sterben . . .

„Mein Gott, was bedeutet das?“

Fast taumelnd erreicht sie ihr Zimmer, wo Jeanette sie bereits erwartet, um sie zum Diner anzukleiden.

„Welche Toilette, Madame la Marquise?“

„Das granatrote Atlaskleid.“

„Aber, Madame la Marquise — Sie haben heute bereits sehr viel Farbe — das rote Kleid macht sie noch röter! Vielleicht das blaue —“

„Nein, das rote. Es ist die Lieblings-toilette meines Mannes. Machen Sie schnell, Jeanette! Ich will das rote Kleid. Verstanden?“

Kopfschüttelnd holt die Jose die gewünschte Toilette, und schon nach wenigen Minuten steht Angela, eingehüllt in dieses Wunderwerk der Schneiderkunst, vor dem großen Ankleidespiegel.

Die tiefe Röte ist von ihren Wangen gewichen. Sie ist jetzt bleich, sehr bleich — die Reaktion nach jener namenlosen Erregung. Nur die Lippen leuchten purpurn aus dem weißen Gesicht, und die großen Augen erstrahlen in unheimlichem Feuer.

„Wie schön Madame la Marquise ist!“ ruft Jeanette begeistert, die Hände zusammenschlagend.

Ein mattes Lächeln antwortet ihr.

Langsam, mit etwas schleppendem Gang, geht Angela hinunter in den hohen, mit verschlossenen Damastvorhängen und altertümlich geschnittenen Möbeln gezierten Speisesaal.

Die Familie Gardini ist bereits anwesend. Nur Orlando fehlt noch.

Als er gleich darauf eintritt und sich mit seinem gewohnten freundlichen Lächeln zu Tisch setzt, sieht niemand etwas auffallendes an ihm. Nur Angela bemerkt, daß sein Blick etwas flackernd, der Ton seiner Stimme matter ist, als sonst.

Im Laufe des Nachmittags steigert sich Orlando's Unwohlsein. Obgleich er es zu verbergen sucht, sieht Angela, wie seine Zähne wie im Fieberfrost aneinander schlagen und wie er vergebens bemüht ist, seine Heiterkeit und Frische zu bewahren.

Auf dringenden Wunsch des Obersten wird ein Arzt gerufen.

Er untersucht den Patienten genau, schiebt ihn sofort zu Bett und erklärt, er werde noch heute abend eine Krankenpflegerin schicken.

Angela protestiert; sie selber wolle ihren Mann pflegen.

Mit kritischen Blicken mustert der Arzt die junge Frau.

„Das wird nicht genügen. Sie können bei ihm sein; aber zur Pflege brauchen wir eine geprüfte Wärterin. Was meinen Sie, Frau Marchesa? . . . Bitte, sprechen Sie nicht so laut! Es regt den Kranken auf. Kommen Sie mit mir ins Nebenzimmer!“

Ärgerlich folgt ihm Angela. Warum so viel Aufhebens um ein bißchen Kranksein!

„Was fehlt ihm denn?“ fragt sie, ihre Stimme dämpfend. „Schnupfenfieber, wie?“

Der Arzt zuckt die Achseln.

„Es läßt sich jetzt noch nicht mit Gewißheit bestimmen. Aber mehr als Schnupfenfieber ist es ganz gewiß. Morgen, spätestens übermorgen wird es entschieden sein.“

„Übermorgen?“ wiederholt Angela entsetzt, die diamantberingten Hände zusammenschlagend. „Übermorgen fahren wir ja nach Neapel und von dort mit dem Schiffe weiter. Wir haben schon die Billetts.“

Forschend ruhen die ernstesten Augen des Arztes auf dem Antlitz des schönen Weibes, auf dem sich jetzt lebhafteste Unruhe malt. Ist sie so unerfahren? Oder herzlos? Oder was sonst?

„Unmöglich, Frau Marchesa!“ erwidert er bestimmt.

„In dieser Woche ist gar nicht daran zu denken. Sie müssen Ihre Abreise verschieben!“

„Verschieben?“

Angela sinkt in einem Sessel. Das Gesicht ist totenbleich. Weit aufgerissen starren die Augen vor sich hin.

Dem Arzt ist, als höre er ein paar unverständlich gehauchte Worte.

Und jetzt wieder:

„Vorbei! . . . Alles — vorbei!“ —

Während der Nacht verschlimmert sich Orlando's Zustand in erschreckender Weise. Wilde Fieberphantasien ringen sich von seinen heißen Lippen. Nur mit Mühe kann ihn Schwester Anastasia, die robuste Krankenpflegerin, im Bett zurückhalten, aus der er mit der unheimlichen Kraft des Fieberkranken immer wieder herauspringen will.

Der Arzt konstatiert einen überaus schweren Fall von Malaria.

„Malaria!“ wiederholt Angela fast betäubt vor Schrecken. Ihr ist, als habe sie einen Schlag auf den Kopf erhalten.

Forschend blickt der Arzt sich um. Dann fragt er mit der ihm eigenen derben Offenheit:

„Ist hier im Hause irgend ein ruhig und klar denkendes weibliches Wesen, dem ich die Oberleitung in der Pflege des Kranken anvertrauen kann? Jemand ohne Nerven ohne Gefühlsdujellei, ohne all diese weiblichen Schwächen?“

„Ich, Herr Doktor!“

Fest und klar schallt es durch das Krankenzimmer. Aus einer Nische, in der sie bisher unbeachtet gestanden, tritt Pia hervor.

Ein Blick in die festgeschlossenen Lippen, das energische Sinn, die tiefen, ruhigen Augen — und der Arzt nickt zustimmend.

„Ja, mein Fräulein — sie eignen sich dazu. Also vorerst eine zweite Krankenpflegerin, eine für den Tag. Schwester Anastasia ist für die Nacht. Werde sogleich alles nötige anordnen. Bin in einer Stunde wieder da.“

Der Arzt entfernt sich mit raschen Schritten. Seine Stiefel knarren ein wenig, und der wie betäubt dastehenden Angela ist es, als ob jeder Tritt ihr das Hirn zermalme.

Wie mechanisch verläßt sie das Zimmer. Wie mechanisch auch tritt sie ein in das Gemach der gelähmten Marchesa.

„Nun, mein liebes Kind?“ fragt diese besorgt von ihrem Lehnstuhl her.

„Malaria!“ erwidert Angela tonlos, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Da breitet die gute Marchesa beide Arme weit aus.

„Komm an mein Herz, mein Kind! Verzage nicht! Beten wir zu Gott dem Allmächtigen, daß er alles zu gutem Ende führe!“

„Ich kann nicht beten!“ stammelt Angela, sich in eine Fensternische zurückziehend.

Langsam sinken die Arme der Marchesa herab.

„Du kannst nicht beten, Angela? Und warst doch ein solch frommes Kind?“

„Ja, früher. Aber jetzt — nein . . . Um des Himmels willen, erinnere mich nicht an meine Kindheit, Tante Teresa! O Gott, mein Herz! Mein armes, armes Herz!“

Und in wilder Verzweiflung preßt sie die Hand auf die Brust, wo es schon wieder gar so unheimlich zu pochen beginnt.

Da öffnet sich rasch die Tür. Schon auf der Schwelle ruft die etwas rauhe Stimme des Obersten:

„Schlechte Nachricht, Teresa. Der Doktor befürchtet das Schlimmste — ah, verzeihe, liebe Angelina, ich sah dich nicht.“

„Macht nichts. So habe ich wenigstens die Wahrheit erfahren“, erwidert Angela tonlos.

(Fortsetzung folgt.)



Roma — — —

Von A. B.

Dich zu besingen ist Lust, so lang
das Geschick es gestattet:
Wer dem Leben noch blüht, könnte
vergessen dich je!

Rom zu besingen ist Lust! Wie recht hat der heidnische Dichter Antilius mit diesen seinen Worten, denn alles Schöne, Gute und Große, was das Auge dort geschaut, man genießt es ein zweites Mal — vielleicht mit größerem Nutzen — aber ob es auch für den freundlichen Leser dieser bescheidenen Zeilen eine „Lust“ ist, mir im Geiste zu folgen, das möchte ich dahingestellt sein lassen. Auf jeden Fall bitte ich schon von vornherein, gütigst Nachsicht üben zu wollen, wenn dieser Rundgang in Rom weit hinter dem guten Willen und der Erwartung zurückbleibt. Dann tröstet mich noch der Gedanke (wenigstens ging es mir so, ehe ich in Rom war), daß man immer und immer wieder gern von der ewigen Stadt hört, sei es nun eine goldene, eine silberne oder gar eine bescheidene hölzerne Röhre, die es uns zufließen läßt. Incipiam!

Wenn man die Sehnsucht nach Rom lange im Herzen getragen, nach langer Bahnfahrt ermüdet dort ankommt, des Morgens darauf gestärkt sich vergegenwärtigt, in der Zentrale der Christenheit zu sein, die 2000 Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und von Grund aus verändert und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft noch dieselbe Säule und Mauer und im Volke noch die Spuren des alten Charakters — da wird man von einer Empfindung erfaßt, die sich schwer beschreiben läßt. Man hat eben Rom, das einzige Rom vor sich und da ist das Herz voll überfließenden Jubels.

Zuerst nach St. Peter, dem Riesendome, dem gewaltigen Grabmale des einstigen armen Fischers „In honorem principis apostolorum“, zu Ehren des Apostelfürsten, so steht's in Riesenbuchstaben auf dem Frieze der Kirchenfassade. Steht man zum ersten Male am Eingange der Piazza di S. Pietro, da enttäuscht der großartige Platz. Der Säulenwald in Form einer Ellipse scheint gedrückt und eingeeengt. Durchschreitet man jedoch langsam gehend die gewaltigen Kolonnaden Berninis mit ihren aus je 4 Säulenreihen dorischen Stiles bestehenden Gängen, da ist der Eindruck eine würdige Vorbereitung auf die größte Kirche der Christenheit. 284 Riesensäulen und 88 Pfeiler bilden drei bedeckte Gänge, deren mittlerer zwei Wagen nebeneinander Raum gibt. Oben auf der Balustrade stehen 162 gewaltige Heiligenstatuen — jede einzelne ein Kunstwerk. Die Mitte des herrlichen Platzes, dessen größter Durchmesser 273 Meter beträgt, ziert der Obelisk ohne Sphroglyphen, von Caligula nach Rom gebracht, wo er im nahen Zirkus des Nero auf das Martyrium der ersten römischen Blutzengen niederblickte, jetzt aber mit seinem Kreuze (in welchem ein Kreuzpartikel eingeschlossen ist) als ein ewiges „Sursum corda“ zum Himmel ragt. Zu beiden Seiten sprudelt je ein mächtiger 14 Meter hoher Springbrunnen, dessen Wasserstrahlen Tag und Nacht steigen und niederrauschen und auf dem Platze eine angenehme Frische verbreiten. 21 Marmorstufen führen hinauf zum Riesendome, dessen Grundstein an Stelle der alten St. Peterskirche (deren ersten Spatenstich Kaiser Konstantin getan haben soll) 1506 gelegt wurde und erst nach 1½ Jahrhunderten, nachdem die ersten größten Baumeister daran gearbeitet (Bramante, Rafael, Michelangelo) beendet wurden. Die Kirche sollte ein griechisches Kreuz bilden, dessen Arme also nach allen Seiten gleich lang sind, über der Kreuzung (Vierung) erhebt die berühmte riesige Kuppel, welche über dem Apostelgrabe auf nur vier Pfeilern ruhend sich in der Mitte der Kirche erhebt. Rechts und links in der Vorhalle stehen Reiterstatuen Konstantins des Großen und Karls des Großen in Marmor, „der beiden mächtigsten Kaiser der Christenheit, die Ehrenwache haltend am Grabe des Fischers“.

Viele, ja die meisten, die St. Peter das erste Mal betreten, sagen, es enttäusche in jeder Beziehung. Ich kann dem nicht beistimmen, denn es ist eine überwältigende Empfindung, wenn man am Eingange steht und in der Ferne das durch immerwährend brennende Lampen geschmückte erste Papstgrab sieht und sich vergegenwärtigt: wie viele Millionen seit den Tagen Konstantins haben während anderthalb Jahrtausenden aus allen Ländern der Erde hier gekniet? Bei diesen Gedanken empfindet man, daß man einer „allgemeinen“ Kirche angehört. Abgesehen von den vielen Berninischen Geschmacklosigkeiten, deren leider der Petersdom in Menge besitzt, ist es nicht so sehr die Kolossalität der einzelnen Glieder, als die freien harmonischen Raumverhältnisse, welche vom künstlerischen Standpunkte aus eine großartige Wirkung hervorrufen. Der St. Petersdom ist die größte Kirche der Welt, als welche sie jedoch beim Eintritt nicht erscheint. Zu dieser scheinbaren Täuschung tragen außer der übertriebenen Erwartung andere Umstände bei. Wer in eine Kirche gotischen Stils eintritt, denkt sich leicht dieselbe höher und länger als sie ist. Das ist die Wirkung der geraden Linien. In geringen Abständen und langgestreckten Reihen folgen sich Pfeiler an Pfeiler und das ungeübte Auge doppelt leicht ihre Zahl. Und alle die schlanken Säulen streben gleichmäßig empor und verästen sich erst am Kreuzgewölbe, dessen enge Spannung die Flächen gleichsam in weitere Ferne rückt. Ganz das Gegenteil ist in St. Peter der Fall. Alle Linien, die senkrechten und die wagerechten, sind gebrochen, alle langgestreckten Flächen sind durch Nischen und durch Zierden jeder Art gemustert. Keine langen schlanken Säulentreihen täuschen das Auge. Auf dem Marmorpflaster des Mittelschiffes sind die Maßverhältnisse zu den größten bekannten Kirchen gegeben. St. Peter mißt in der Länge 187 Meter, dagegen St. Paul in London nur 158 Meter, der Kölner Dom nur 132 Meter. St. Peter bedeckt einen Flächenraum von 21 190 Quadratmeter, der Kölner Dom nur 7360 Quadratmeter. Um die Größendimensionen recht zu würdigen, vergegenwärtige man sich, daß dieser Riesendom 748 Säulen, 389 Standbilder, 290 Fenster und 30 Altäre zählt. Das schönste Standbild ist unstreitig das rechts des Einganges, die Pieta oder das Vesperbild Michelangelos. Der Künstler schuf es bereits im frühen Alter und doch ist es das edelste Werk christlicher Plastik. Maria am Fuße des Kreuzes sitzend, trägt den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf den Knien. Die ganze Darstellung und Anordnung dieses herrlichen Kunstwerkes, die Linien und Falten, die Lage des Leichnams und das sanfte Reigen des Hauptes der heiligen Jungfrau, der Ausdruck der Trauer und Ergebung — das alles ist einfach, natürlich und wahr. Michelangelo hat später kunstvoller, Kühner, gleichsam verwegener gearbeitet, aber kein zweites Werk ist so schön, so religiös und christlich gedacht, wie das Vesperbild, welches zu den schönsten der neuen Marmorbildwerke gehört. Ein kompetentes Urteil über dasselbe lautet: „Man erkennt in dieser Kunstschöpfung Michelangelos alle Kraft und alles Vermögen der Kunst. Zu den Schönheiten des Werkes gehört außer den Gewändern der Leichnam Christi, dessen Glieder so herrlich, dessen Leib so kunstvoll, daß niemand glauben würde, eine nackte Gestalt zu finden, an welcher Muskeln, Adern und Nerven mit so richtiger Beobachtung über die Gebeine gelegt sind, noch einen Toten mit solcher Leichenähnlichkeit. In den Zügen spricht sich die höchste Sanftmut aus. Sicherlich ist es ein Wunder, daß dem erst noch formlosen Steine eine Formvollendung gegeben wurde, wie sie kaum die Natur im Fleische erreicht. Man warf Michelangelo vor, daß die Mutter Jesu, die bei dessen Tode gegen 48 Jahre alt war, zu jung erischeine. Richtig und treffend gab der Künstler zur Antwort: eben dadurch offenbare sich der Welt die Jungfräulichkeit und unvergängliche Reinheit der Gottesmutter. Keusche Frauen bewahrten ihre Schönheit, um wie viel mehr die Jungfrau, die nie ein irdisches Verlangen empfunden.“ Er schuf dies Meisterbild unter dem lebendigen Ein-

